

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 18 19. Jahrgang der «Apologetischen Blätter» Zürich, den 30. September 1955

Zeitbetrachtung

Das neue Zeitalter: Nach der Genfer Atomkonferenz: 1. Der Osten holt auf — Ende der «Politik der Stärke» — und doch kein ewiger Friede — 2. Aber die neue Zeit kommt — mit neuen «Klassen» — und neuen Waffen — 3. Und geistiger Neueinstellung: Beispiel Afrika — Charles Ydewalle, der Globetrotter erzählt — Nur die Vernunft? — 4. Die Anspannung der Christen: Beispiel: Der *erste französische Nationalkongress für religiösen Unterricht* — Gewandelte Sprache — Die unterrichtende Laienbasis — Das meditative Element — Die Krippe und das Krokodil.

Politik

Die Kirche und der Föderalismus: Was ist politischer Föderalismus? — *Die Lehre der Kirche und der Föderalismus* — Harmonischer Einklang — Pius XII. am 6. April 1951 — Trotz Amerika — *Die Verantwortung der Kirche zur Verwirklichung des Föderalismus:* eine wirkliche moralische Pflicht — institutionelle Reformen — eine Einschränkung — *katholische Verantwortung im besonderen* — die Kirche.

Sekten

Die Mormonen: Der erste Mormonentempel Europas — Statistische Angaben — *Geschichte:* Joseph Smith und Brigham Young, der Stifter und der Moses der Sekte — Die Biene als Kennzeichen — Die *Gläubenslehre:* Strahlender Optimismus — Polytheismus — Der Leib von Fleisch und Blut Gottvaters — Reinkarnation — Fortschrittsglaube — Die Mormonen und die Vielweiberei — Die Sittenlehre der Mormonen — *Kirche und Kult:* Hierarchischer Aufbau und Geheimkult — *Wertung:* Beispielhafter Idealismus — Grobe Verirrung in der Lehre.

Ex urbe et orbe

Gedanken zu einem Kongress (die Pax Romana-Tagung in Nottingham): *Die Problematik des jungen christlichen Akademikers:* Das «Tablet» über die Trennung der Erziehung von Priester und Laie — Gewandelte Stellung zur Religion — Kenntnis der heutigen Welt — Falscher «Ouvrierism» — Bessere Religionslehrer nötig — Frühere religiöse Krisen — *Englands Situation:* Die «Backsteinuniversitäten» — Manning und Newman heute — Keine Isolierung und keine eigenen katholischen Universitäten als Forderung — Licht und Schatten der «alten» Universitäten.
Oase des Friedens (ein Reisebericht): Algeriens Veränderung in zwei Jahren — Die Petits Frères de Jésus in Abiodh Sidi-Cheikh — Vom Sacré-Cœur de Montmartre nach El Abiodh — P. Voillaume über die Berufung der Petits Frères: «Da sein» — Lohnarbeiter — Urteil eines Muselmanen.

Film

Zum Film-Festival von Venedig: Film-Kunst — Krise — 1955 — Zensur-Festival — Cinemascope u. a.

Bücher

Religionsgeschichte: Quispel Gilles: «Gnosis als Weltreligion.» — Soziologie: «Wörterbuch der Soziologie»

Ein neues Zeitalter

Von der Genfer friedlichen Atom-Konferenz wurde viel berichtet. Vor allem erweckte Erstaunen, mit welcher Sicherheit die berühmtesten Physiker der Welt von den praktischen Möglichkeiten sprachen, die auf allen Gebieten durch diese neuen Methoden in einigen Jahrzehnten erreicht werden würden; wie verdoppelte und verdreifachte Ernten, die dem Hunger von vielen Millionen von Menschen ein Ende setzen würden, wie die künstliche Erschaffung von Erd-Satelliten, durch die unsere Erde bis in die letzten Schlupfwinkel beobachtet und studiert werden könne oder wie die Reisen in das Weltall hinaus usw. Theoretisch sind diese Probleme bereits gelöst, und um davon einen Vorgeschmack zu geben, veröffentlichte man in Amerika, bereits 1954, eine aus 16 000 Kilometer Höhe gemachte Photographie eines Erdteils, die beweist, wie erstaunlich weit man praktisch bereits gelangt ist.

Weniger bemerkt und gedeutet wurde die weitere Tatsache, dass diese Konferenz der grössten Wissenschaftler durch einen Inder, den Kernforscher Babat, präsiert wurde und dass die zahlreiche sowjetrussische Delegation den andern, in Theorie und Praxis, keineswegs nachstand. Das bedeutet, dass sowohl Asien wie Sowjetrussland vielleicht praktisch den Vorsprung Amerikas noch nicht eingeholt haben, aber bei den Arbeits- und Finanzierungsmethoden des Ostens bald in gleicher Linie stehen dürften. Da die neue Energiequelle leider vor allem auf militärischem Gebiet angewendet und «ausprobiert» wurde, wird man sich ferner endgültig damit abfinden müssen, dass auf diesem und auf dem politischen Gebiet die «Politik der Stärke» ein für allemal überlebt ist, da die «Stärke» nur die Vernichtung jeder Zivilisation bedeuten kann. Dies wiederum hat zur Folge, dass jedwelche Gegensätze, jedwelche natürlichen oder künstlichen Reibungen, nur geistig-politisch aus dem Weg geschafft werden können, das heisst dass als ultima ratio

der Krieg gegen jede ratio verstösst, da er den eigenen Untergang herbeiführen müsste. Das bedeutet indes nicht, dass das goldene Zeitalter des ewigen Friedens angebrochen ist. Solange die Vernunft allein regiert, wird es Unvernünftige wenn nicht sogar Verrückte geben, die, wie bisher, die Menschheit immer wieder in das furchtbarste Elend zurückstossen.

2.

Trotzdem: zu sehr wird die Tatsache unterschätzt, dass wir mit Hiroshima unseligen Andenkens in ein neues Zeitalter eintreten. Die Revolutionierung der Welt wird weittragendere Folgen haben, als jene, welche die Erfindung der Buchdruckerpresse, des Schiesspulvers, des Dampfes und des Dynamits zusammen hatten. Während tiefgründige Philosophen über die Folgen der Technik und des Maschinenzeitalters orakeln, werfen die Praktiker bereits in einem immer schnelleren Rhythmus Maschinen aus ihren Werken, um sie durch neue, stets kompliziertere und erheblich weniger zahlreiche, zu ersetzen.

Während man in der Arbeiterschaft immer energischer um «den Platz an der Sonne» und die Anerkennung der Persönlichkeit kämpft, wird sie durch diese Entwicklung in neue «Klassen» eingeteilt, von denen die höchste — die Spezialarbeiter — immer weniger das gleiche Interesse wie das des gewöhnlichen Handarbeiters hat.

Während, nach sage und schreibe zehn Jahren des abgeschlossenen Weltkrieges, man sich schon für neue militärische Auseinandersetzungen rüstet, die ein Verrückter vom Zaun brechen könnte, wirft man die sogenannte klassische Bewaffnung noch nicht völlig zum alten Eisen, aber «vervollkommenet» sie so, dass die Militäretats aller Nationen ein stets erdrückenderes Ausmass annehmen. Flugzeuge werden heute wie bei einer Modeschau jedes Jahr durch neue, schnellere und mächtigere Typen vorgeführt, gegen die jene des Vorjahres ohnmächtig sind. Wir übertreiben absichtlich, aber nur etwas, denn das Atomzeitalter wird selbst diese Übertreibung über den Haufen werfen. Dass es sich heute nicht mehr um Jules Vernes Romane handelt, können wir jeden Tag erneut beobachten.

3.

Das ist alles nur ein Anfang. Auf geistigem Gebiet geht die Entwicklung ebenfalls im Siebenmeilen-Schritt vor sich. Beschränken wir uns lediglich auf ein Beispiel: Afrika. Auf diesem Kontinent leben, nach den Schätzungen, 148 Millionen Neger, also eine Rasse, die bisher (zum mindesten direkt) noch nicht in die Weltereignisse eingegriffen hat.

Charles d'Ydewalle, der bekannte belgische Globetrotter und Korrespondent, der kürzlich den König von Belgien auf seiner Reise durch das Kongogebiet begleitete, schreibt,¹ er sei nach einigen Reisen durch Afrika zur Überzeugung gekommen, dass den Weissen allein die provisorische Überlegenheit der modernen Technik bleibe, die «keineswegs einen überheblichen, geistigen Wert rechtfertige». Er belegt dies durch zahlreiche Beispiele. Aber das für uns bezeichnendste Beispiel war sein Gespräch mit einem alten Missionar. Vor 20 Jahren habe er im selben Quartier die schwarzen Kinder bitten müssen, doch gütigst in die Schule zu kommen. Einer seiner Kollegen habe die Kinder mit einem Seil um den Hals, das er an sein Fahrrad befestigt habe, in die Klasse gezogen. Der Wind habe sich gedreht. Die Entfesselung erfolgte gegen 1945. Und lachend erzählten die Lehrer, wie 1955, vor Morgengrauen, die Mütter sich vor ihren Türen drängten, um sicher zu sein, dass im Herbst ihre Kinder ihren Platz in der Schule erhielten.

Wiederum haben wir die zehn Jahre. Hiroshima mit der Vernichtung von vielen Tausenden von Menschen und hier eine rapid aufsteigende, bisher unberührte Welt. Jetzt denke man einen Augenblick an das Riesenreich China mit seinen 600 Mil-

lionen Menschen, ohne dabei zu vergessen, dass einige Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung die Chinesen eine Kultur und Zivilisation hatten, die staunenswerterweise manche unserer Erfindungen und Verwirklichungen schon kannten. Man vergesse dabei ferner nicht, dass die Chinesen ausserordentlich handfertig und geschickt sind, fleissig und genügsam. Was kann aus diesen Menschen gemacht werden, wenn es ihren Führern gelingt, ihnen einen Glauben und ein Ziel zu geben? In zehn Jahren haben sie bereits ihr Reich umgewandelt. Wie wird es in weiteren zehn Jahren aussehen?

Heute hat es die Wissenschaft so weit gebracht, dass der Mensch im wahren Sinne des Wortes die Erde vernichten, oder sie sich, im Sinne der Hl. Schrift, untertan machen kann. Allem Anschein nach braucht er dazu nur die Vernunft. Aber hat er jemals nur nach der Vernunft gehandelt? Haben wir nicht noch vor zehn Jahren mit Grauen erlebt, dass die Unvernunft eines Menschen bis zum Wahnsinn führen und in diesem alles vernichten kann? Geht in unserem hochzivilisierten Zeitalter nicht ein Zittern und ein nicht zu beunruhigendes Angstgefühl durch die Menschheit vor der ungeheuren, alles zerstörenden Macht in den Händen einzelner? Und das alles soll durch die Vernunft gebändigt werden, wo jeder Mensch, jede Rasse, jedes Volk nur «seine» Vernunft gelten lassen will? Wo der Macht keine Allmacht mehr gegenübersteht? Jede Parlamentstagung, jede internationale Konferenz zeigt uns immer erneut, wie leicht die Unvernunft über die Vernunft Herr wird und dass nicht jeder Beria in die Hände der Herrscher fällt. Lernt man daraus wirklich nichts?

4.

Sicher ist eines: je mehr die politische Entspannung anscheinend fortschreitet, desto grösser wird die Anspannung des Christen sein müssen. Der nie auf einen Nenner zu bringenden Vernunft wird er seinen tätigen, bezeugenden Glauben an Gott, die Allmacht der Macht entgegenhalten müssen, wenn nicht die Vernunft in Unvernunft und in Wahnsinn verfallen soll. Der christliche Glaube ist eines; wie indes die Botschaft Christi den Kindern und den Erwachsenen mitgeteilt werden soll, ist ein anderes.

Mit dieser Frage beschäftigte sich daher vor allem der erste *französische National-Kongress des religiösen Unterrichts*, der im April unter dem Präsidium des Kardinals Feltin und der Teilnahme von rund 20 Bischöfen und 2500 Kongressisten stattfand. (Weitere 1500 musste man wegen Platzmangels abweisen.) Steht doch niemandem als der Kirche klarer vor Augen, wie bei Anbruch dieses neuen Zeitalters auch «der Glaubensunterricht voll an ihre (der Jugend) Bedürfnisse angepasst» werden müsse, wie der Heilige Vater an den Kongress schrieb. Wenn der Kongress sich daher besonders mit der *Erneuerung des Katechismus* in Frankreich befasste, mit derjenigen der didaktischen Prozeduren, mit einer besseren In-Wertsetzung der aktuellen, «existentiellen» Wichtigkeit der traditionellen, christlichen Doktrin, so, weil für eine andere Zeit eine andere Sprache erforderlich ist, die lebensnah und lebensverbunden bleibt. «Nicht das, was wir den Kindern sagen, ist wichtig, sondern das, was sie erhalten, das heisst was wirklich in ihnen Spuren hinterlässt. Unsere kleinen, traditionellen Katechismen werden dem künftig nicht mehr genügen können... Die Gegebenheiten der Probleme haben sich geändert», schrieben die «Etudes».

Wir können hier nicht auf die einzelnen Punkte eingehen, sondern nur feststellen, dass, wie immer vom französischen Episkopat, die notwendigen Studien und Beobachtungen so sorgfältig durchorganisiert wurden, dass die notwendigen Schritte den sicheren Boden der Doktrin nicht verlassen werden.

Das Wesentlichste indes scheint uns im Hinblick auf die neue Zeit, dass die Kirche mit allen Kräften versucht, die für einen lebendigen, Spuren hinterlassenden, christlichen Unter-

¹ «Etudes», September 1955.

richt notwendige Zeit zu gewinnen, durch die Verbreiterung der *unterrichtenden Laienbasis*. Ist doch das Problem, das sich ihr stellt, das folgende: Auf der einen Seite wird durch das Riesentempo der Entwicklung, die alle menschlichen Kräfte mit sich fortzureissen scheint, auch der Staat gezwungen, besonderen Wert auf die für diese Entwicklung notwendigen praktischen Unterrichtsfächer zu legen, wodurch die rein geistigen und religiösen zu kurz kommen; auf der anderen Seite aber verlangen diese letzteren eine um so vertieftere und zugleich lebendigere Betrachtung und Meditation, um im Leben das notwendige Gegengewicht bilden zu können.

Die Kirche ist, wie immer wieder betont werden muss und es der Papst auf dem Kongress der Historiker erneut betont hat, nicht gegen die Wissenschaft und die Technik, deren stürmischen Lauf und deren Eroberungen sie ebenfalls bewundert.

Aber sie weiss um das *meditative Element*, das ihnen notwendig ist und zu fehlen beginnt, wie sie um die höhere Ebene und den Allmächtigen weiss, von denen alles durchleuchtet und koordiniert werden muss, soll das geistige, religiöse Element nicht rettungslos aus dem Leben gedrängt und damit dieses vernichtet werden. Aus diesem Grund versucht der französische Episkopat den christlichen Unterricht und das Wort des Herrn auf immer zahlreicher werdende Laienkreise zu verteilen, die ihrerseits durch eine Unterrichts-Lizenz darauf vorbereitet werden.

Negerkinder in Neu-Guinea, die religiös erzogen wurden, wollten mangels eines Esels und eines Ochsen eine lebendige Boa und ein Krokodil in die Weihnachtskrippe legen. So ist, in aller Unschuld, das Naturkind. Sehen wir aber nicht auch in unserer, sehr viel weniger unschuldigen Welt neben dem Heiligsten die gefährlichsten aller Wesen liegen?

H. Schwann

Die Kirche und der Föderalismus*

Wenn man auf engem Raum einen Gegenstand wie den vorliegenden behandelt, ist es nötig, den Stoff strengstens und schärfstens abzugrenzen.

Der Ausdruck «Föderalismus» selbst birgt eine ganze Reihe von Fragen und Bedeutungen in sich, je nachdem man ihn in philosophischem, politischem oder gar religiösem Zusammenhang gebraucht. Wir wollen uns hier auf seine politische Bedeutung beschränken, das heisst, auf jenen Sinn, der sich auf die Frage des Friedens, des zeitlichen, internationalen und des Weltfriedens bezieht. Wir verstehen hier also unter Föderalismus nichts anderes als das Bestreben, mehrere Völker und schliesslich alle Völker der Erde zu vereinen unter einem gemeinsamen politischen Regime, das ihre Eigengesetzlichkeit vollständig berücksichtigt und bewahrt. Wir sagen *das* Bestreben, wengleich wir wohl wissen, dass selbst in dieser begrenzten Bedeutung der Föderalismus noch verschiedene Gestaltungen aufweist. Die wichtigsten davon sind bekanntlich der *regionale* Föderalismus, der wie etwa der europäische auf regionaler Grundlage beruht; der *atlantische*, der auf fast ausschliesslich politischer Grundlage fusst; und der *Weltföderalismus*, der unmittelbar eine universelle Gültigkeit anstrebt. Der Grund, weshalb wir, trotz dieser Verschiedenheiten, von *einem* Föderalismus, von *dem* Föderalismus sprechen, ist, dass unseres Erachtens diese verschiedenen Gestaltungen einen gemeinsamen Grundzug aufweisen, den wir eben als das Bestreben definieren, unter Bewahrung ihrer Eigengesetzlichkeit mehrere Völker und schliesslich alle Völker der Welt in demselben politischen System zu vereinen.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, dabei zu bemerken, dass man dasselbe Bestreben zum Ausdruck bringen kann, indem man sagt: es handle sich darum, die Völker oder, genauer noch, die Menschen in ihrem internationalen Verkehr von ihren Staaten unabhängig zu machen. Es handelt sich um die Überwindung und Ausmerzung der Staatsüberherrschung, unter der wir leiden.

In bezug auf das Verhältnis zur Kirche kann man wiederum namentlich zwei Fragen unterscheiden. Zunächst: Stimmt der Föderalismus mit der Lehre der Kirche und mit ihren Grundsätzen über den Aufbau und das Funktionieren der menschlichen Gesellschaft überein? Dann, im Falle einer bejahenden Antwort, obliegt der Kirche eine gewisse Verantwortung für die Verwirklichung des vom Föderalismus angestrebten Zieles und wie weit reicht diese Verantwortung und wie soll sich die Kirche ihrer erledigen?

* Referat, gehalten auf dem «Pax Christi»-Kongress in Nymwegen, August 1955.

Die Lehre der Kirche und der Föderalismus

Die erstere dieser Fragen wird uns nicht lange aufhalten. Freilich beansprucht sie für gewöhnlich derart das Interesse derer, die sich mit unserem Problem befassen, dass sie ihnen kaum noch die nötige Zeit und Energie lässt, sich mit der zweiten Frage zu beschäftigen. Man redet und schreibt tatsächlich so viel über die doktrinären Verhältnisse zwischen Kirche und Föderalismus, dass man darüber die praktischen Verhältnisse zwischen den beiden vergisst oder vernachlässigt. So wichtig diese erste Frage an sich auch sein mag, sie ist nur einleitend im Vergleich zur zweiten. Was nützt es denn, ausführlich und mühsam über die Frage auszuholen: «Stimmen die Grundsätze des Föderalismus mit der Lehre der Kirche überein?», wenn es nicht eben im Hinblick auf ihre Verwirklichung geschieht? Es handelt sich nämlich um Grundsätze, die gerade für eine Verwirklichung entworfen worden sind! Der Föderalismus, wenigstens wie er uns beschäftigt, ist kein spekulatives System, keine neue Weltanschauung, sondern ein durchaus praktisches Programm, das seinen ganzen Sinn erst in der Anwendung, in der Verwirklichung findet.

Zur ersten Frage also – Verhältnis zwischen den Grundsätzen des Föderalismus und der Lehre der Kirche hinsichtlich des zeitlichen menschlichen Gemeinschaftslebens – beschränken wir uns auf zwei kurze Bemerkungen.

Die Grundsätze des Föderalismus sind mit der Lehre der Kirche zwar nicht identisch, stehen aber dennoch mit denselben in harmonischem Einklang. Sie sind nicht identisch, weil die Grundsätze der Kirche geistig, die des Föderalismus zeitlich sind. Erstere sind unbegrenzt in ihren Ansprüchen, letztere sind begrenzt. Erstere übersteigen alle Zeiten, letztere sind in ihrer Bedeutung zeit- und umständegebunden. Trotzdem stehen sie in harmonischem Einklang, weil der Föderalismus für unsere Zeit und ihre Verhältnisse dasselbe fordert, was die Kirche immer und überall fordert: erstens, dass dort, wo ein gemeinsames Interesse besteht, eine gesetzmässige Gewalt sein soll, um dieses zu beschützen, zu verteidigen und zu fördern; zweitens, dass diese Gewalt dabei möglichst weitgehend die Freiheit der beteiligten Personen und Gruppen bewahren und sogar fördern soll.

Wir verfügen über eine so reiche Fülle kirchlicher und päpstlicher Erklärungen zu diesem Thema, dass es sich erübrigt, sich dabei aufzuhalten. Wir machen eine Ausnahme für die Ansprache des Heiligen Vaters vom 6. April 1951 an eine Vertretung des World Movement for World Federal Government, das damals in Rom tagte. Diese Ansprache hat aus drei Gründen eine besondere Bedeutung: Erstens, weil die Initiative zu

dieser Audienz nicht, wie üblich, von der vom Papst empfangenen Gruppe ausging, sondern vom Heiligen Vater selbst. Zweitens, weil das World Movement (Weltbewegung für eine föderative Weltregierung) damals unter dem Verdacht einer gewissen politischen Heterodoxie stand. Man weiss, dass einige Tage vor der päpstlichen Audienz das State Department, das Aussenministerium der Vereinigten Staaten, eine Art Inquisition gegen diese Bewegung veranlasst hatte und den amerikanischen Mitgliedern ein Verbot der weiteren Teilnahme an der Tagung hatte zukommen lassen. In Amerika tönt in dem Wort «Internationalismus» nun einmal ein Mangel an Vorsicht gegenüber dem Weltkommunismus mit. Drittens, weil es sich hier um einen Föderalismus in seiner absolutesten, seiner radikalsten und sozusagen meistföderalistischen Form handelte. Man kann tatsächlich sagen, dass der Gedanke einer Einigung aller Völker unter einem gemeinsamen politischen Regime die letzte Konsequenz eben des föderalistischen Prinzips ist, und dass, umgekehrt, derjenige, der diesen Gedanken vertritt, gerade die Prinzipien des Föderalismus zu den seinigen macht.

Dies nun tat der Heilige Vater an jenem 6. April 1951. Er sprach französisch: «Ihre Bewegung, meine Herren, setzt sich für die Verwirklichung einer wirksamen politischen Weltorganisation ein. Nichts ist mit der herkömmlichen Lehre der Kirche besser in Einklang oder entspricht besser ihrer traditionellen Lehre über den gerechten oder ungerechten Krieg, besonders in den heutigen Verhältnissen.» Dies sind also die Worte des Papstes, die uns genügen, um unsere These aufzustellen: Die Prinzipien des Föderalismus und die der Kirche stehen zueinander in harmonischem Einklang. Dem ist weiter nichts beizufügen.

Unsere erste Frage lautete, ob der Föderalismus, so wie wir ihn umgrenzt haben, sich mit der Lehre der Kirche verbinden liesse. Wir haben bejahend antworten können.

Die Verantwortung der Kirche für den Föderalismus

So kommen wir zur zweiten Frage: Obliegt der Kirche eine gewisse Verantwortung eben dieses Föderalismus?

Die Antwort hängt, wie es uns scheint, von den zwei folgenden Feststellungen ab.

Die erste ist, dass es sich bei der Verwirklichung dessen, was der Föderalismus anstrebt, um eine wirkliche moralische Pflicht handelt, ja um eine der schwersten und dringendsten moralischen Verpflichtungen, die es in der heutigen Welt gibt. Denn es handelt sich tatsächlich nicht um irgendeine soziologische oder politische Liebhaberei, um eine Merkwürdigkeit sozusagen, wofür man sich je nach Laune und Geschmack interessieren kann oder nicht, sondern um ein Mittel, das sich zur Überwindung des Nationalismus, dieses grossen Feindes des Friedens und der Liebe unter den Menschen, als notwendig erweist. Dieser Feind wird von Papst Pius XII. bekanntlich fortwährend angeprangert. Noch in seiner Weihnachtsbotschaft vom 24. Dezember 1954 hat er seine Beschaffenheit und seinen Einfluss eingehend dargestellt.

Wenn wir den Heiligen Vater so reden hören, genügt es nicht, in unserm Herzen das Übel, das er brandmarkt, zu verurteilen, noch mit lauter Stimme zu verkünden, dass wir mit seiner Lehre einverstanden sind. Wir bedürfen der Taten! Wir müssen die Mittel erforschen, um dieses Übel tatkräftig zu bekämpfen, und diese Mittel, welche die göttliche Vorsehung uns zur Verfügung stellt, konsequent anwenden. Auch wenn alle Welt, alle Weltbewohner, jung und alt, und jeder für sich, sich als Gegner des Nationalismus erklären würde, so wäre dieser dadurch noch nicht überwunden. Wir brauchen bestimmte *institutionelle Reformen*. Um diese wirksam zu machen, sollen alle, die irgendwelchen Einfluss ausüben können – und das sind wir alle in unsern demokratischen Staaten – ihren Beitrag liefern. Das ist es, was der Föderalismus will und besagt. Wenn der Föderalismus recht hat, so ist die sittliche Pflicht, von der wir re-

den, eben eine durchaus persönliche Verpflichtung. Wenn wir aber nicht wissen, ob der Föderalismus im Recht ist, so haben wir, wie mir scheint, die nicht geringere und nicht weniger persönliche Verpflichtung, uns davon zu überzeugen.

Gestatten sie mir, dem Gesagten eine mehr oder weniger persönliche Bemerkung beizufügen. Ich habe nicht von der Verpflichtung zur Verwirklichung des Föderalismus gesprochen, aber dessen, was der Föderalismus anstrebt. Der Grund für diese Reserve ist der, dass, theoretisch gesprochen, der Föderalismus vielleicht nicht das einzig mögliche Mittel darstellt, diesen Zweck zu erreichen. Man kann sich meines Erachtens eine Supranationalisierung (= relative Entstaatlichung) des menschlichen Zusammenlebens vorstellen, die nicht formell nach den Gesetzen des Föderalismus verlaufen würde. Der Föderalismus ist nur eine der möglichen Formen, um den Nationalismus zu überwinden, wenngleich vielleicht die einzige, die *jetzt* eine praktische Bedeutung hat. Darum gilt das von der uns obliegenden tatsächlichen moralischen Verpflichtung Gesagte formell nur von dem, was der Föderalismus anstrebt, nicht vom Föderalismus selbst.

Die zweite Bemerkung: wenngleich diese Verpflichtung jedem Verantwortung tragenden, modernen Menschen obliegt, betrifft sie doch vor allem die Katholiken. Es ist überflüssig, hier alles zu wiederholen, was vom Heiligen Vater, dem Weltepiskopat, den Autoritäten der Pax-Christi-Bewegung über die Rolle, die dem Katholizismus im Kampfe gegen den Nationalismus und den Geist des Krieges, der die menschliche Gesellschaft zerreisst und weiter zu zerreißen droht, zufallen muss, schon gesagt worden ist. Dass diese Verantwortlichkeit für die Katholiken besteht und dass sie sie gerade *als* Katholiken betrifft, steht also fest. Wir haben aber auf zwei Dinge hinzuweisen, die für ein richtiges Verständnis dieser Verantwortlichkeit unbedingt nützlich sind.

1. Der berühmte Konvertit, der deutsche Psychiater Karl Stern, der jetzt in den Vereinigten Staaten lebt und arbeitet, veröffentlichte kürzlich einen Aufsatz, in welchem er darlegt, es sei ein Irrtum zu glauben, dass ein wohlgepflegtes übernatürliches Leben als solches gegen neurotische Krankheiten schütze. Es gibt Atheisten, sagt er, die die Kunst verstehen, ruhig zu schlafen; und es gibt gute, ja heiligmässige Katholiken, die fortwährend von schrecklichen seelischen Ängsten gequält werden. Wir müssen nicht denken, dass unsere geistigen Grundsätze an und für sich genügen, um uns vor seelischen Krankheiten zu bewahren. Der klare Unterschied, schreibt er, zwischen natürlichen und übernatürlichen Mitteln, den wir machen, wenn es sich um gebrochene Knochen handelt, muss ebenfalls im Falle von emotionalen Störungen gemacht werden. Diese Bemerkung ist meines Erachtens ohne weiteres auf unser Problem anwendbar. Wenn die Katholiken eine spezielle Verantwortlichkeit in bezug auf den Weltfrieden tragen, so nicht nur, weil ihre Verpflichtungen grösser sind, sondern auch, weil sie, kraft ihrer geistigen Reserven, besser für den Kampf gegen den Krieg ausgerüstet sind. Aber sie müssen sich vor der Illusion hüten, es genüge, diesen geistigen Besitz zu haben, zu bewundern und zu pflegen. Sie müssen nicht weniger, sondern mehr als die Nichtkatholiken die natürlichen Mittel, die zur Festigung des Friedens notwendig sind, erforschen und anwenden. Tun sie das nicht, so betrügen sie sich selbst und andere. Dann handeln sie wie eine Mutter, die sagt: «Ich kann für mein Neugeborenes nichts Besseres tun als beten.» Betet die Mutter lange genug, so stirbt das Kind. Und dann ist die Mutter am Tode ihres Kindes schuldig.

2. Wenn die Katholiken als solche eine besondere Verpflichtung haben, sich um die nötigen institutionellen Reformen zu kümmern, dann trägt die Kirche selbst hier eine Verantwortung. Die Kirche ist die Gemeinschaft aller derer, die unter der Leitung der Hierarchie den wahren Glauben an Christus bekennen, nicht nur die vom Heiligen Geiste mit ihrer Leitung betrauten hierarchischen Autoritäten. Die Kirche, das sind wir,

wir alle. Und wenn wir als Katholiken eine wirkliche und besondere sittliche Verpflichtung haben, uns um bestimmte politische Reformen zu bemühen, so ist es, weil der Kirche als solcher eine wahre Verantwortung obliegt.

Damit können wir schliessen.

In Anbetracht der Grenzen der uns gestellten Aufgabe haben wir uns auf die Verhältnisse zwischen dem Föderalismus und

der Kirche beschränkt. Wir haben über das Verhältnis des Föderalismus zur Pax-Christi-Bewegung noch nichts gesagt. Ein einziges Wort wird genügen, unsere Gedanken darzutun.

Alles, was wir über die Pflichten der Katholiken und der Kirche gegenüber dem Föderalismus gesagt haben, gilt in noch stärkerem Masse für die Mitglieder der Pax Christi und für die Pax-Christi-Bewegung selbst. Prof. Creyton, S. J.

Die Mormonen

Am 11. September 1955 wurde auf einem Hügel am Dorfrand von Zollikofen bei Bern der mit einem Aufwand von 5 Millionen Schweizerfranken erbaute erste Mormonentempel des europäischen Kontinents und zugleich der zwölfte der Mormonenkirche eingeweiht. Die aus Amerika stammende Mormonenkirche, die mit dem eigentlichen Namen «Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage» heisst¹, will mit einem ungeheuren Missionseifer nun auch das kirchliche Werk in der Schweiz und ganz Europa betreiben.

Die ersten Mormonenmissionare sind 1852 nach der Schweiz gekommen. In der Schweiz bestehen u. a. Gemeinden in: Basel (Hauptsitz der Mormonen), Luzern, Olten, Pratteln, Bern, Biel, Burgdorf, Solothurn, Chur, St. Gallen, Winterthur, Zürich. Die Mitgliederzahl wird mit rund Tausend angegeben. Seit 1946 ist die Schweizermission von Deutschland getrennt und bildet mit Österreich ein eigenes Gebiet. In der schweizerisch-österreichischen Mission wirken etwa 80 Missionare. Missionspräsident ist Perschon. Europa zählt heute zirka 35 000 Mormonen. Die Gesamtzahl der «Heiligen» in der Welt beträgt 1 600 000 (nach persönlicher Mitteilung). Davon lebt eine gute Million in den USA. Der Missionseifer der Mormonen ist erstaunlich gross. Die kleine Kirche hat bis 1955 etwa 80 000 Missionare ausgesandt. Die Zahl der «Bekehrungen» erscheint im Vergleich zu diesem missionarischen Einsatz jedoch gering. 1951 waren z. B. 5065 Missionare auf 43 Missionsfeldern tätig und gewannen innerhalb eines Jahres rund 7000 Neugläubige. Immerhin glaubte der jetzige Präsident der Kirche vor kurzem die Feststellung machen zu können: «Das Werk der Kirche ist heute stärker und blüht und gedeiht besser als jemals zuvor.» Bereits sind zwei weitere Tempel für England und Neuseeland geplant und über 400 Gemeindehäuser befinden sich zur Zeit im Bau. Die Mormonenmission will «jeder Gewalt und jedem Zwang entsagen und nur die Mittel der Freundlichkeit und Liebe, der Aufklärung und Überzeugung anwenden» (Der Stern, 1936, S. 278).

Der Prophet der Mormonen

Gründer und Prophet der Mormonen ist Joseph Smith, der, 1805 in Sharon (Vermont, USA) als Kind armer Farmersleute geboren, sich als direkter Abkömmling des ägyptischen Joseph betrachtete und von sich behauptete: «Ich besitze alle Wahrheiten, die die christliche Welt besitzt und dazu noch eine davon unabhängige Offenbarung für mich» (Lehren Joseph Smiths, herausgegeben von Fred Tadge, 1924, S. 112; im folgenden mit «L.» bezeichnet).

In jener religiös erregten Zeit, da die verschiedensten Sekten einander die Leute abspenstig machten, war der junge Smith unschlüssig, welcher Glaubenspartei er sich zuwenden sollte. In einer Vision will er von einer himmlischen Lichtgestalt erfahren haben, dass keine der bestehenden Kirchen die wahre sei. Alle ihre Glaubensbekenntnisse seien Greuel, da alle ihre

Lehrer verdorben seien. Er, Joe Smith, sei auserwählt, Werkzeug der Wiederbringung des Evangeliums und der Aufrichtung der wahren Kirche Christi zu werden. In der Nacht des 21. Septembers 1823 soll das entscheidende Ereignis geschehen sein. Smith berichtet, das hellste Licht, heller als die Mittagssonne, erfüllte plötzlich das Dunkel der Schlafkammer, und ein himmlisches Wesen stellte sich ihm vor mit den Worten: «Ich bin ein Bote von Gott und heisse Moroni und bin der Sohn von Mormon.» Der Engel Moroni verkündete dann: Irgendwo in der Erde liege ein heiliges Buch, auf goldene Tafeln geschrieben. Auch befänden sich dort zwei edle Steine in Silberfassung, gleichsam eine magische Brille, mit deren Hilfe er die geheimnisvolle Schrift der goldenen Tafeln, nämlich «reformiertes Ägyptisch», lesen könne. In einer weiteren Vision wurde ihm dann auch der Ort gezeigt, wo diese goldenen Tafeln vergraben seien. Er lag nicht weit vom Bauernhaus der Familie entfernt, auf dem Hügel Cumorah bei Palmyra, im Staate New York. Diese goldenen Tafeln durften aber unter Todesstrafe niemandem gezeigt werden.

Das Buch Mormon, die «goldene Bibel» und gleichsam die «Bibel Amerikas», erzählt die Geschichte der Völker, die Amerika seit dem Turmbau von Babel in mehreren Wellen besiedelt haben. Nach seiner Auferstehung soll Christus den gottesfürchtigen Nephiten auch hier in Amerika das Evangelium verkündet und unter ihnen seine Kirche gegründet haben. Die christusgläubigen Nephiten wurden aber 384 n. Chr. von den gottlosen Lamaniten (deren Hautfarbe wegen ihrer Bosheit rotbraun wurde; die Indianer sind ihre Abkömmlinge!) fast gänzlich vernichtet. Ihr letzter Prophet mit dem Namen Mormon und sein Sohn Moroni zeichneten die Geschichte des Volkes auf goldene Tafeln auf und vergruben sie auf dem Berge Cumorah. Diese Platten will Joseph Smith 1827 gefunden und übersetzt haben.

Das Buch Mormon, das neben der Bibel, soweit sie richtig übersetzt sei, als Wort Gottes gilt und als das «richtigste Buch auf Erden» und als «Grundstein der Religion» betrachtet wird (L., S. 32), umfasst in der ersten Ausgabe 588 engbedruckte Seiten.²

Smith will am 15. Mai 1829 durch Johannes den Täufer das Aaronsche Priestertum mit der Vollmacht, Busse zu predigen und zu taufen, und im Juni desselben Jahres durch Petrus, Jakobus und Johannes das Priestertum des Melchisedech zur Mitteilung des Heiligen Geistes empfangen haben. J. Smith fühlte sich dazu berufen, Amerika für die allein berechtigten Nephiten zurückzuerobern und in den letzten Tagen der Welt die wahre christliche Religion wieder herzustellen. Natürlich ist Amerika fortan das Gelobte Land. Der Thron des wiederkommenden und auf Erden regierenden Herrn wird sich in Independence (Missouri) befinden. Von da aus werden die «Heiligen der letzten Tage» unter der Oberherrschaft Christi den grossen Weltstaat regieren. Am 6. April 1830 gründete Smith in aller Form die neue Kirche. Alles, was er, der grosse Prophet Gottes, tat, geschah auf Offenbarung hin, ob nun ein Tempel gebaut oder eine Bank gegründet wurde. Der Prophet fand aber auch grosse Feindschaft. Am 27. Juni 1844 wurde er von einem feindlichen Pöbel niedergemacht.

¹ «Mormone» und «Mormonen»-Kirche ist genau genommen ein Spottname. Aber die «Heiligen der letzten Tage» nennen sich der Kürze halber oft selber «Mormonen».

² Das Buch ist für den heutigen Leser so einschläfernd, dass Marc Twain von ihm sagte: es ist «gedrucktes Chloroform». Sicher habe der Schreiber selber die ganze Zeit sich des Schlafes erwehren müssen.

Brigham Young übernahm die Führung und wurde zum eigentlichen Moses oder Kirchenvater der Sekte. Als das Leben der «Heiligen» im amerikanischen Osten immer schwerer gemacht wurde, verliessen diese «Buchstabengläubigen» 1846 ihre Heimat und wanderten in bewundernswertem Heldenmut auf einem Marsch von 2200 km durch einsame Steppen nach dem menschenleeren wilden Westen, in «ein Land, das sonst niemand haben wollte».³ In der Gegend des grossen Salzsees schlugen sie 1847 ihre Zelte auf. Durch ihren sprichwörtlichen Fleiss und ihren Gemeinsinn (die Biene ist das Kennzeichen der Mormonenkirche), haben die Mormonen in einem Jahrhundert die damalige Einöde in den blühenden Staat Utah, der heute zu 61% mormonisch ist und zu den wohlhabendsten Bundesstaaten der USA gehört, verwandelt.

Das «neue Jerusalem» ist die heute 200 000 Einwohner zählende Salzseestadt (Salt Lake City), deren Bevölkerung zu 40% Mormonen sind. In ihr erhebt sich der sechsstürmige Tempel aus weissem Granit, in den kein Uneingeweihter Einlass hat und worin die Versiegelung der Ehen für die Ewigkeit und die Verordnung für die Toten stattfinden. Neben dem Tempel steht der riesige, allen zugängliche «Tabernakel» mit 13 500 Sitzplätzen, der wie der Tempel zu Jerusalem ohne Nagel und Eisen, aus lauter Holz errichtet wurde und wegen seiner Orgel mit mehr als 10 000 Pfeifen und seiner Akustik weltberühmt geworden ist.

Die Glaubenslehre

Das Weltbild der Mormonen ist durch einen strahlenden Optimismus und Fortschrittsglauben gekennzeichnet. Man kann ihre Lehre eine Religion zur zeitlichen und ewigen Beglückung der Menschen nennen. J. Smith selbst hat das Leitmotiv gegeben: Glückseligkeit ist Zweck und Bestimmung unseres Daseins, und wenn wir den Weg, der dahin führt, verfolgen, werden wir auch das Ziel erreichen. Es gibt daher kein Stillestehen. Das Gesetz des Fortschrittes ist allem und allen auf die Stirne geschrieben. Alles entwickelt sich und entwickelt sich nach oben, zu immer grösserer Vollkommenheit. Das gilt für den Menschen, das gilt auch noch für Gott.

Die Lehre der Mormonen über Gott unterscheidet sich von der aller andern christlichen Gemeinschaften ganz wesentlich. Smith erklärte: «Es sind viele Götter und viele Herren» und meint: «Diese Lehre von einer Mehrheit der Götter ist in der Bibel gerade so bedeutsam wie irgend eine andere Lehre. Sie findet sich überall in der Bibel. Sie steht ausserhalb jedes Streitiges» (L., S. 101). Die Mormonen wehren sich natürlich – und wir glauben mit vollem Recht – gegen jene krasse Auslegung der Gegner, die in der Lehre der Mormonen den ganzen heidnischen Götterhimmel zu finden glauben. Trotzdem wird auch die wohlwollendste Interpretation sagen müssen, dass die Gottesauffassung der Mormonen weit weg von der biblischen Wahrheit liegt. Der überall verkündete Glaubensartikel der Mormonen über Gott klingt zwar sehr korrekt. Es heisst im 1. Artikel: «Wir glauben an Gott, den ewigen Vater, und an seinen Sohn Jesus Christus und an den Heiligen Geist.» Aber die Auslegung weicht von der Lehre aller christlichen Kirchen weit ab. Smith erklärt es als seine bestimmte und unveränderliche Lehre, dass Vater, Sohn und Geist drei Götter sind (ebd. 101). Wenn man diese Auslegung vielleicht noch als primitive Vorstellung des Geheimnisses der Dreifaltigkeit interpretieren könnte, so ist Smith trotzdem von der Lehre des Polytheismus nicht freizusprechen. Denn Smith und mit ihm die Mormonen lehren: «Wenn Jesus einen Vater hatte, können wir denn nicht auch glauben, dass auch dieser einen Vater hatte?» «Wo gäbe es jemals einen Sohn ohne einen Vater, und wo haben sie je einen Vater gesehen, der nicht zuerst ein Sohn war?» (ebd. 107). Smith verschmätzt es ausdrücklich, «über diese Lehre zu Tode zu erschrecken» (ebd.). «Wer hat je einen Blick getan in die ewigen Welten? Wer ist also berechtigt zu sagen, es gebe nur einen Gott? Wenn einer irgend etwas

³ Der Jesuitenmissionar der Indianer, P. de Smet, hatte sich im Winterlager der Mormonen lange mit Young unterhalten und ihm wertvollen Aufschluss über den unbekanntesten Westen gegeben.

Derartiges denkt oder sagt, so macht er sich selbst lächerlich und hat damit aufgehört, in der Erkenntnis Fortschritte zu machen, denn er schliesst sich das Tor zu ihr selber zu» (ebd. 102). Wenn nach der Lehre der Mormonen der Vater selber wieder einen Vater hat usw., dann stehen wir vor einer unendlichen Reihe von Göttern. Die Illogik schon dieses Gedankenganges scheint den Mormonen zu entgehen.

Die Gottesvorstellung der Mormonen hat aber noch eine andere Sonderbarkeit. Nach ihrer Lehre hat auch Gott Vater einen Leib von Fleisch und Bein, so fühlbar wie der des Menschen (Lehre und Bündnisse, Abschn. 130, 22). Der Beweis wird in den Worten Jesu gesehen: Der Sohn tut nur das, was er den Vater hat tun sehen. Der Sohn habe aber einen Leib angenommen, ihn abgelegt und in der Auferstehung wieder genommen, folglich habe «auch der Vater eines Tages sein Leben niedergelegt und wieder aufgenommen, so dass er also auch seinen eigenen Körper für sich hat» (Lehren, S. 100).

Jeder Mensch hat als Geistwesen schon gelebt, bevor er in diese Welt gekommen ist. «Die Geburt ist nicht unser Anfang» (L., 3). Der Geist besteht seit Ewigkeit, so wie die Elemente der Erde ewig sind. Als Geistwesen warteten aber die Menschen sehnsuchtsvoll auf die Erfahrung des leiblichen Lebens auf Erden, «um die für den ewigen Fortschritt notwendigen Erfahrungen zu sammeln» (Der Stern, 1938, S. 354). Aus diesem Grund soll der Mensch auf Erden möglichst vielen Geistseelen zu einem menschlichen Leib verhelfen. (Es ist daher nicht von ungefähr, dass die Geburtsziffer der Mormonen etwa doppelt so hoch ist wie diejenige in den übrigen Staaten der USA.) Der Fortschrittsgedanke wird von den Mormonen aber hier so weit getrieben, dass nochmals die Grenze zwischen Mensch und Gott zu verwischen droht. «Für die guten Menschen gibt es praktisch keine Grenzen ihrer Möglichkeiten. Sie können schliesslich durch ewige Fortschritte so intelligent und allmächtig werden wie Gott selbst ist» (Der Stern, 1936, S. 279).

Der «grosse Skandal», dessentwegen die Mormonen überall in der Welt bekannt wurden, ist die religiös begründete und ursprünglich geübte Vielweiberei. Joseph Smith hatte nach offiziellen Berichten 28 Frauen und Brigham Young (der von sich sagte, er sei so rein wie der Erzengel Gabriel) 27. Smith berief sich auf eine Offenbarung, die am 12. Januar 1843 an ihn ergangen war und ihm gebot, sich an das Beispiel Abrahams, Davids usw. zu halten. Jesus selber soll polygam gewesen sein. Auf der Hochzeit zu Kana war er selber der Bräutigam der Maria und Martha. In Amerika brach wegen der Vielweiberei ein allgemeiner Sturm los. In den Edmundsakten von 1882 wurden auf Polygamie Geld- und Gefängnisstrafen gesetzt. 1100 Mormonen liessen sich einkerkern. Erst als Wilford Woodruff, der 4. Präsident der Mormonen, in einem feierlichen Manifest das öffentliche Versprechen abgegeben hatte, dass die Mormonen keine durch die staatlichen Gesetze verbotene Ehe eingehen, wurde Utah 1896 in den Bund der Vereinigten Staaten aufgenommen. Heute scheint die Vielweiberei tatsächlich verschwunden zu sein. Es bleibt auch festzuhalten, dass geschlechtliche Beziehungen ausserhalb der Ehe als todbringende Sünde angesehen werden.

Die Mormonen unterscheiden dreierlei Ehen:

Ehen für Zeit und Ewigkeit. Solche Ehen dauern in der himmlischen Herrlichkeit fort und werden auch dort noch Kinder haben. Diese Ehen müssen im Tempel geschlossen werden; sie müssen versiegelt sein. Voraussetzung einer solchen Eheschliessung ist die Bewahrung in der Lehre der Mormonen.

Ehen für die Ewigkeit. Es kann jemand durch Vermittlung eines lebenden Verwandten mit einem Verstorbenen versiegelt werden.

Ehen für die blosse Zeit. Die nichtversiegelten Ehen hören mit dem Tode auf. Solche Ehepartner müssen in der Ewigkeit den Vermählten als Engel dienen.

Die Sittenlehre der Mormonen ist im übrigen eine seltsame Mischung von Puritanismus und Weltlichkeit. Das «Wort der Weisheit», das 1833 von Smith als eine Gottesoffenbarung ver-

kündet wurde, enthält detaillierte Gesundheitsvorschriften, die als wesentlicher «Teil der Religion» betrachtet werden. Das «Wort der Weisheit» gebietet z. B. mässigen Genuss von Fleisch und reichlichen Genuss von Früchten, Gemüse, frischem Wasser, Milch und Fruchtsäften. Es verbietet den Genuss von berausenden Getränken, von Kaffee, Tee, Tabak. Während Kartenspiel verpönt ist (habt ihr jemals in den heiligen Schriften gelesen, dass die Patriarchen Karten gespielt haben, und dass jemand beim Kartenspiel Gott gelobt hätte?), werden Musik und Tanz als etwas Religiöses gepflegt. Ein Tanzanlass wird mit Gebet eröffnet und mit Gebet geschlossen. Allen Mormonen wird die Pflicht tüchtiger und treuer Arbeit eingeschärft. «Der Müssiggänger hat keinen Platz in der Kirche, es sei denn, er bessere sich» (Der Stern, 1938, S. 359).

Der erste Sonntag im Monat ist Fasttag. An diesem Tag wird erst am Abend eine Mahlzeit genommen. Das durch den Verzicht auf Frühstück und Mittagessen gesparte Geld wird der Kirche für die «würdigen Armen» übergeben. Das Fasten soll zudem das Beten, die geistige Entwicklung und die körperliche Gesundheit fördern.

Kirche und Kult

Die Kirche der Heiligen der letzten Tage ist streng hierarchisch organisiert.

Die oberste Vollmacht ruht beim Präsidenten und seinen beiden Ratgebern, die zusammen die Erste Präsidentschaft bilden. Der Präsident ist «Prophet, Seher und Offenbarer». Er hat die Macht und Befugnis, für die Leitung und Regelung aller Angelegenheiten in der Kirche Offenbarungen von Gott zu empfangen. (Die Offenbarungen in der Mormonenkirche gehen ständig weiter. Sie sind aufgezeichnet in «Lehren und Bündnissen» und «Köstliche Perle», so dass die Mormonen eigentlich vier Offenbarungsbücher haben.) Der heutige Präsident ist David O. McKay, 82 Jahre alt. An zweiter Stelle steht der Rat der Zwölf Apostel, an dritter der erste Rat der Siebziger. Von da geht es in mannigfachen Stufen hinunter bis zum Diakon in der Gemeinde.

Jedes männliche Mitglied wird mit 12 Jahren Priester Aarons und, wenn es sich bewährt hat, mit 17 Jahren Priester Melchisedechs. Alle nichtvollamtlichen Arbeiten (nur die der Hauptadministration sind solche) haben die Mormonen gratis zu erfüllen. Selbst Missionare leben hauptsächlich aus ihrer eigenen Tasche. Vielfach junge Männer, verpflichten sich diese Missionare für zwei bis drei Jahre Missionsdienst und kehren nachher wieder in ihre Berufsarbeit zurück. Dem treuen Mormonen geht der Dienst für die Kirche über alles. Finanziell stützt sich die Kirche der Mormonen auf den Zehnten, den jedes Mitglied gemäss göttlichem Gebot zahlen soll.

Der Kult in den Mormonentempeln muss geheimgehalten werden. Es ist ein Sakrileg, wenn er den «Heiden» (den Nicht-Mormonen) verraten wird. Vor allem wird im Tempel die Versiegelung der Ehen für die Ewigkeit und der Dienst für die Toten vollzogen.

Nach Lehre der Mormonen können die unermesslichen Totenscharen, die auf Erden keinen Gebrauch von den heilsnotwendigen Segnungen der Kirche Gebrauch machen konnten, dadurch Hilfe erhalten, dass die heute lebenden Nachfahren sich für ihre verwandten Vorfahren stellvertretend taufen, die Hände auferlegen und Tempelordnungen an sich vollziehen lassen. Daher wird viel Mühe auf die Herstellung von Geschlechtsregistern gelegt.

Die Taufe wird vom achten Lebensjahre an durch Untertauchen gespendet. Es wird nur die Mormonentaufe anerkannt. Das Abendmahl, das mit Brot und Wasser gefeiert wird und als Gedächtnismahl im zwinglischen Sinne verstanden wird, wird nur den Würdigen ausgeteilt. Im übrigen ist der Gottesdienst der Mormonen alles andere als puritanisch. Dem Versammlungsraum ist fast regelmässig ein Theatersaal, ein Erfrischungsraum und für gewöhnlich eine Turnhalle angegliedert.

Wertung

Bei aller Anerkennung des beispielhaften Idealismus und opferfreudigen Dienstes für die Sache der Kirche bei so manchen Mormonen wird man gerade das Fundament und Herz ihrer Religion, die Lehre von Gott, nur als grobe Verirrung bezeichnen können. Über die philologische und theologische Bibelauslegung von Smith wird der Fachmann nur mitleidig lächeln können. Smith führt zum Beweis seiner Lehre der «vielen Götter» i Kor 8, 5 an, wo Paulus behauptete, dass «es viele Götter und viele Herren» gibt und dabei keineswegs die heidnischen Götter im Auge habe. Abgesehen von vielen andern Stellen, wo es geradezu mit pathetischer Monotonie heisst: Es gibt nur ein Gott und ausser ihm ist keiner, ist gerade in den angeführten Versen klar ausgesprochen, dass Paulus die falschen Götter, die in sich «Nichts» sind, im Auge hat. Im Vers vorher schreibt er: «Was nun das Essen von Götzenfleisch betrifft, so wissen wir, dass es keine Götzen in der Welt und dass es keinen (andern) Gott gibt ausser einen» (V. 4). Unmittelbar nachher heisst es Vers 6: «Es gibt für uns nur einen Gott, den Vater, von dem alle Dinge sind, und einen Herrn, Jesus Christus, durch den alle Dinge sind und wir durch ihn.» In dem von Smith angeführten Vers steht vor dem Wort «Götter» noch ausdrücklich das griechische Wort «legomenoi», d. h. «sogenannte» Götter. Aber Smith bietet sich an, die Vielheit der Götter aus der hebräischen Bibel zu beweisen, beweist jedoch nichts als seine hebräische Unkenntnis.

«Schon das erste Wort der Bibel», sagt Smith, «spricht unstreitig von einer Mehrheit der Götter, und ich ersuche alle... gelehrten Männer, hervorzutreten und das Gegenteil zu beweisen, wenn sie es können» (L., 103).

Die ersten Worte der Bibel heissen auf Hebräisch: *Bereschith bara Elohim*. «Bereschith» übersetzen alle Hebräischkenner mit: «Im Anfang», «in der Urzeit». Smith sagt: Ich möchte das Wort «beroscheit» (Smith konnte nicht einmal korrekt lesen!) zergliedern. «Rosch» das Haupt, «Scheit» eine grammatikalische Endung. Die Vorsilbe stand ursprünglich, als der inspirierte Mann den Bericht niederschrieb, nicht dort, sondern wurde später von einem alten Juden hinzugefügt! (L., 103).

«Bara» heisse soviel wie hervorbringen.

«Elohim», sagt Smith, ist eine Ableitung von dem Wort Eloi – Gott – in der Einzahl, durch die Anfügung der Silbe «him» wird daraus eine Mehrzahl, also Götter. Es hiess also ursprünglich: «Am Anfang brachte das Haupt der Götter die Götter hervor», oder: «Das Haupt der Götter rief die Götter zusammen». O armer Hebräer! Was mit den beiden folgenden Worten «Himmel und Erde» angefangen ist, ist gar nicht mehr zu ersehen.

Wenn Smith sich rühmt, «nie gehört zu haben, dass ein Mensch verdammt worden sei, weil er zuviel geglaubt habe» (ebd. 108), so möchte man ihm doch etwas mehr «Weisheit» wünschen.

A. E.

Gedanken zu einem Kongress

Nach der Pax Romana Tagung in Nottingham

Ein Hauptzweck internationaler Tagungen ist die Begegnung. Das «Gespräch», die Verständigung, kann die Frucht einer solchen Begegnung werden – oder auch nicht. Dass sie es in Nottingham, Mittelengland, geworden ist, spricht für das Gelingen des 23. Weltkongresses der Pax Romana, der 700 katholische Akademiker und Studenten im Geburtslande John Henry Newmans vereinigte. Ob darüber hinaus die Vorträge und Diskussionen zum eigentlichen Kongressthema, Überbrückung des Zwiespaltes zwischen Universität und Berufsleben, fruchtbar waren, muss freilich eine Frage an die Zukunft bleiben.

Um die Bildung des Laien

Dass der Pax Romana Kongress in England stattfand, gab der Problematik des jungen christlichen Akademikers einen gewissen realistischen Hintergrund, denn in keinem Lande ist diese schneller und plötzlich in den öffentlichen Brennpunkt gerückt worden. Das Erstarken der Pax Romana Bewegung selbst ist ein Werk der vergangenen dreissig Jahre und der wachsenden Erkenntnis, dass der Kampf des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zwischen Wissenschaft und Glaube nicht zur Vernichtung, sondern zur Stärkung des letzteren geführt hat.

Erbe Trients

In einem Leitartikel der englischen katholischen Wochenzeitschrift *Tablet*, mit dem Titel «Das Laienapostolat», war der Nottinghamer Tagung gewissermassen ein Leitmotiv mit der Feststellung gegeben worden, dass das Konzil von Trient der Kirche neben vielen segensvollen Reformen, gleichsam ungewollt und durch die Umstände bedingt, auch ein unglückliches Erbe hinterlassen habe, nämlich die Trennung zwischen der Erziehung der Priester und der Laien. Die Verbindung von Altar und Thron, die ja keineswegs zum Wesen der Kirche gehörte, hatte es mit sich gebracht, in der Kirche nur noch das Papsttum, die Macht der Bischöfe und des Klerus zu sehen. Besonders in England bediente sich der elisabethanische Staat des Argumentes, dass die christlichen Laien vor dem macht hungrigen Papst und seinen Agenten bewahrt und die Reformation als Auflehnung dieser christlichen Laien gegen ein korruptes klerikales System betrachtet werden müsste. Die Antwort von Trient war die Ausbildung eines viel berufsmässigeren und berufsbewussteren Klerus. Das war die Stunde der Seminare, eine gewiss segensvolle Einrichtung. «Der katholische Laie aber», schrieb das *Tablet*, «kam dadurch dahin, die Religion mit der Theologie zu identifizieren und ihre Pflege und Verteidigung den berufsmässigen, Spezialisten zu überlassen, wie dies in den Rechtswissenschaften und in der Medizin geschah. Ein Chateaubriand oder Montalembert mochten erstehen und die Kirche in neuem Lichte zeigen. Im grossen und ganzen jedoch war es um die geistige Bildung der gebildeten und höheren Schichten des europäischen Katholizismus im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert kläglich bestellt, weil sie sich nicht bewusst waren und auch nicht zu dem Bewusstsein angeregt wurden, in der Verteidigung und Verbreitung ihres Glaubens ihre eigene Aufgabe zu sehen. Das war alles viel zu bereitwillig den Bischöfen und dem Klerus überlassen worden, und nur zu viele geistige Schlachten wurden daher in diesen Jahrhunderten verloren.»

Gewandelte Zeit

Aber die Zeiten ändern sich. Die Wissenschaften bewegen sich nicht mehr in die Richtung, die Darwin und Marx ihnen

voraussagten. Die Religionen werden nicht mehr, mit Frazer, als Produkte primitiver und magischer Formen betrachtet, und der Positivismus und Liberalismus von gestern scheinen tatsächlich selbst das Schicksal zu erleiden, das dem Christentum prophezeit war, während die Kirche mit einem erstarkenden, gebildeten Laientum ihre Schwächen der Vergangenheit zu überwinden beginnt. Um diese Schwächen ging es in Nottingham. «Der gebildete Katholik», schrieb das *Tablet*, «braucht zur Erfüllung seiner Rolle in der apostolischen Mission der Kirche seinen eigenen Beruf und sein eigenes Wissensgebiet sowie eine Kenntnis seines Glaubens und der heutigen Welt. Er kann seine Mitmenschen weder verstehen noch zu beeinflussen hoffen ohne die Erwerbung von Kenntnissen, die diesen fehlen. Er muss überdies zu unterscheiden vermögen zwischen dem Wesen der Offenbarung und den historischen Anhäufungen der Vergangenheit, jenem Schutt, der das Ergebnis des Wirkens und Denkens von Menschen ist, die in gänzlich anderen geschichtlichen Situationen zu handeln hatten.»

«Kenntnis der heutigen Welt»

Das wurde in Nottingham häufig genug betont. Professor Sir Hugh Taylor (Princeton, USA), der bisherige Präsident der Pax Romana – zu seinem Nachfolger wurde in Nottingham der Strafrechtler Professor W. P. J. Pompe (Utrecht) gewählt – gab einen Überblick über die Aktionen der Pax Romana-Föderation auf dem Gebiet der Bevölkerungspolitik, in der Auseinandersetzung mit den neuen naturwissenschaftlichen Kenntnissen, soweit diese die Moral und die Theologie berühren; in der Anwendung von Newmans *Idee einer Universität* auf den gewissermassen niedrigeren kulturellen und intellektuellen Bereich von Pfarrgemeinden, wie dies durch volksbildnerische Werke in Amerika versucht wird. Der ehemalige belgische Minister de Schryver sprach über die bürgerlichen und sozialen Pflichten des jungen Akademikers, und Roger Millot, Präsident des Comité National des classes moyennes, warnte vor der Trennung von «job» und «Beruf», vor einer Überschätzung der Technologie und Produktion um ihrer selbst willen und jener falschen Sympathie mit dem Arbeiter, die er als «ouvrierism» bezeichnete. Doch fehlte bei diesem Kongress eine wirklich tiefergehende Auseinandersetzung mit einem brennenden Zeitproblem wie dem der Atomkraft, in der Art, in der Bischof Beck von Brentwood sich mit den theologischen Problemen des jungen Akademikers beschäftigte.

«Theologische Ausrüstung»

«Die theologische Ausrüstung unserer Studenten», sagte der Bischof, «liegt auf sehr niedrigem Niveau und kann sich an Reife nicht mit dem Wissensfortschritt im reinen Universitätsstudium messen. Viele unserer Lehrorden haben dieselben Mängel. Ich frage mich, in welchem Ausmass sich die theologischen Fakultäten katholischer Universitäten mit der geistigen Rüstung des katholischen Laien befassen, und ob sie sich nicht zu sehr auf die berufsmässige Ausbildung zum Priestertum und zur Ausbildung von Professoren auf den Seminaren und theologischen Fakultäten beschränken.» Eine Vertiefung der Kenntnisse des Glaubens im Sinne eines lebendigeren Glaubenslebens ist vonnöten. «Der junge Wissenschaftler scheint mir wahrhaft gefährdet, wenn er denkt, dass er mit Philosophie allein den Problemen des Agnostikers begegnen kann. Wir überzeugen nicht mit Argumenten, sondern mit dem Zeugnis des lebendigen Glaubens.»

Zu diesem Thema leistete die von Fräulein M. Porten (Krefeld) geleitete Studienkommission über Glaubensfragen einen wesentlichen Beitrag. Das wahre Problem sei, wie dort betont wurde, eine Vertiefung in der Ausbildung der Religionslehrer, denn die religiösen Krisen des heute frühreifen jungen Menschen beginnen nicht mit seinem Universitätsstudium, sondern viel früher, in seinem vierzehnten und fünfzehnten Lebensjahr. Professor Joulia (Frankreich) bestätigte diese Sicht durch seine realistische Schilderung des französischen Universitätslebens, in der die Wahl einer «Fakultät» und nicht des Studiums universale den Ausschlag gäbe, und in dem den Rektoren nur mehr eine administrative Betreuung einer stark anwachsenden Studentenzahl zukomme. Die Krise der Universitäten ist, in anderen Worten, eine Krise des gesamten modernen Erziehungsprozesses. In diesem Zusammenhang wies in dem Symposium der Exilföderationen von Pax Romana, W. Zsosnowski (Polen), darauf hin, dass in den kommunistischen Ländern der Übergang von der Universität zum Berufsleben nur als Fortsetzung einer stufenmässigen Einordnung in die kommunistische Ideologie angesehen wird.

Englands Situation

Nottingham und England vermochten dem Kongress der Pax Romana ein besonderes Gepräge zu geben. Zunächst war die englische Organisation der Tagung gänzlich in den Händen von freiwilligen Helfern. Die Minderheitenstellung der englischen Katholiken, das Fehlen jeglicher staatlicher Subventionen, vermittelten den aus «katholischen» Ländern kommenden Besuchern einen Eindruck von der Wichtigkeit des Prinzips subsidiärer Funktionen, wie dieses in der modernen Situation der Kirche, in der die Christen die Entfaltung der eigenen Kräfte zu lernen haben, allgemeine Bedeutung besitzt.

Die neuen «Backsteinuniversitäten»

Die Nottinghamer Universität, die ihr Entstehen einem grosszügigen Industriellen verdankt, ist überdies eine jener vielen neuen Gründungen – «Redbrick» (Backsteinuniversitäten) zum Unterschied von den «alten» Universitäten Oxford und Cambridge –, die in den letzten fünfzig Jahren in England erstanden sind und zu jener Erweiterung der englischen Universitätsbevölkerung beigetragen haben, der ja letzten Endes die englische katholische Akademikervereinigung (Newman Association) und die Studentenvereinigung (Union of Catholic Students) ihr Wachstum und Erstarken verdanken.

In der erst seit dreissig Jahren stark wachsenden Beteiligung der englischen Katholiken im Universitätsleben ihres Landes wird auch das unglückliche Erbe jener Vertagung sichtbar, die die Newmanschen Ideen der Universitätsbildung vor hundert Jahren erlitten. Durch die Gegnerschaft Mannings und der englischen Hierarchie zu den weitsichtigen Projekten Newmans wurde diese Beteiligung um fünfzig Jahre verzögert, ein kaum mehr einzuholender Zeitverlust. Die Gegner Newmans fürchteten, dass die Katholiken von der wachsenden Säkularisierung der englischen Universitäten angesteckt werden könnten. Dabei war es gerade diese Säkularisierung, die die Ausbreitung des geistigen Einflusses des englischen Katholizismus ermöglichte.

In England wird daher auch heute nicht in der Isolierung der Christen eine Antwort auf den modernen Prozess der Säkularisierung gesehen, und es war ein wesentlicher Beitrag der Engländer, in Nottingham zu betonen, dass es mit der Feststellung von «Krisen der Universitäten» und Kritik modernen Spezialistentums nicht getan ist, dass sich vielmehr der christliche Einfluss geltend machen müsse und zwar in allen Wissensgebieten, wie Newman dies selbst empfahl. Aus dieser Sicht ist man in England auch weitgehend von der Idee einer eigenen katholischen Universitätsgründung abgekommen. Ein Grund hierfür ist zweifellos, dass die englischen Universitäten nie völlig «entchristlicht» wurden. Es gab vielmehr einen «Entwässerungsprozess» des protestantischen und anglikanischen Denkens, das diese Universitäten einst dominierte. Man bemüht sich auf katholischer englischer Seite daher stark um die Schaffung eigener theologischer Fakultäten, wie eine solche nur unzureichend in Birmingham besteht, wo katholische und protestantische Dozenten abwechselnd im theologischen Lehrjahr herangezogen werden.

Licht und Schatten der «alten» Universitäten

Wie Mgr. Gordon Wheeler in Nottingham in einem ausgezeichneten Referat über den englischen Katholizismus betonte, ist eines seiner Merkmale die Treue zu nationalen Institutionen wie der Monarchie, soweit diese nicht mit der katholischen Religion in Konflikt stehen. Man ist sich daher auch weitgehend des bleibenden Bandes englischer Universitäten, wie Oxford und Cambridge im besonderen, mit ihren mittelalterlichen christlichen Traditionen bewusst. Das bleibend Wertvolle dieser Universitäten ist die Vermittlung von Selbstvertrauen; der Bildung des Urteilsvermögens und einer klaren Ausdrucksweise; der Unterscheidungsfähigkeit zwischen guten und schlechten Büchern und der Duldung anderer Meinungen neben der eigenen. Die englischen Universitäten lehren das Verständnis für die Schönheiten der Literatur und Kunst und stärken die kritischen Eigenschaften. Das alles hat auch Newman in seiner Idee einer Universität zu werten und anzuerkennen verstanden.

Was den englischen Universitäten fehlt ist ein gewisser akademischer Ernst, eine gewisse Verantwortung zum Leben und die Erkenntnis der Notwendigkeit einer verbindenden Philosophie und Theologie. In den technischen Gefilden dominiert die Gefahr eines blossen Expertentums und des gleichzeitigen Versagens in den humanistischen Studien. Die grösste Gefahr der modernen Universitätsbildung ist jedoch die mangelhafte Erkenntnis, dass der Mensch in allen Wissensgebieten, auch in seiner schöpferischen Tätigkeit, immer ein Geschöpf Gottes bleibt.

Dieser Gefahr sucht man in England mit der Errichtung von Universitäts-Seelsorgestellen zu begegnen, aber die starke finanzielle Beanspruchung der englischen Hierarchie und der Laien in der Selbsterhaltung der katholischen Schulen machen es leider noch nicht möglich, dass der höheren Bildung der englischen Katholiken jene Beachtung zuteil wird, derer sie bedarf. Der Pax Romana Kongress in Nottingham hat aus dieser Situation einen Anschauungsunterricht erhalten, der der Auswertung seiner Beratungen dienlich sein kann.

Roland Hill

Oase des Friedens

(Ein Reisebericht)

Im Sommer 1952 verliess ich Algerien. Drei Jahre später sah ich es wieder. Doch, welch ein Wandel in so lächerlich kurzer Zeit! Etwas war gestorben, oder besser, schien grausam tot zu sein: das Vertrauen. Europäer und Eingeborene leben so wie zwei Nachbarn auf dem gleichen Flur, die einander misstrauisch bespitzeln, sich gegenseitig den Tod wünschen und nur deshalb die Drohungen nicht mit Blut besudeln wollen, weil sie

die Polizei fürchten. «Sie möchten nur eines, nämlich: uns aufs Meer hinauswerfen oder töten», jammern die Europäer. Und die Einheimischen grollen: «Wir haben es gründlich satt, als Vieh und Dummköpfe betrachtet zu werden.» Die offiziellen Persönlichkeiten erklären: «Algerien ist Frankreich!»

«Ich bin hier zu Hause. Mein Grossvater, mein Vater sind in Algerien

geboren. Ich habe keine Familie in Frankreich, in Italien, in Spanien; wo sollte ich hingehen? Meine Heimat ist Algerien», rufen die Durand, die Lopez, die Barraco. Und von Mohammed, einem All-round-Lehrer, kommt das Echo: «Ich bin nicht mehr unter meinen Landsleuten. Der spanische Flüchtling, der 1939 zerlumpt und mausarm zu uns kam, ist heute tausendmal reicher als ich. Er befiehlt in meinem Haus.»

Wenn im Fussballstadion eine muselmanische gegen eine französische Mannschaft spielt, hat es mit einem fairen Kampf auf dem Rasen nichts mehr zu tun. Es ist ein Rassenstreit, in den überdies noch religiöse Ressentiments hineinlodern. Während des ganzen Spiels durchtönen Schimpfaden und Massengebrüll das Stadion. Die winzigste Unfreundlichkeit in den Trams oder in den Geschäften wird zu neuem Zündstoff.

El Abiodh Sidi-Cheikh

«Du bist ja verrückt, ganz allein dorthin zu gehen», sagte mir ein Freund aus Oran, dem ich verraten hatte, dass ich mich nach El Abiodh Sidi-Cheikh begeben, «denn bei den Eingeborenen wisse man nie...»

El Abiodh Sidi-Cheikh liegt zwei Tagereisen von der Autostrasse entfernt, die von Oran kommend südwärts aufs Hochplateau hinauf führt. Dann schlängelt sich unaufhörlich ein Weg durch die Alfa-Steppen nach Géryville. Bis El Abiodh noch glühende 120 Kilometer! Eine letzte Passstrasse speit uns in die Sahara aus, ins Land des Elends und der Einsamkeit.

Bald schon erblicken wir auf einem Minarett das Kreuz: Das Mutterhaus der *Petits Frères de Jésus*. Hier herrscht köstlicher Friede. Aber dieser Friede hat keinen Polizeischutz, keine Sicherung durch Legionäre oder Mobilgarden nötig, denn hier ruht der Friede auf dem Felsenfundament des Vertrauens und gegenseitiger Hochschätzung. Es ist der Friede des Evangeliums! Nicht viele Europäer gibt es, die El Abiodh besuchen; denn diese kümmerliche Oase hat nicht Gnade gefunden, Durchgangsort einer wichtigen Fahrstrasse zu sein. Es ist bloss ein armer Pilgerort für die Bruderschafts-Genossen der Sidi-Cheikhs. Deshalb wird der Europäer, der dort vorbeigeht, allermeistens ein Gast der *Petits Frères* oder einer von diesen selbst sein.

Vom Sacré Cœur de Montmartre nach El Abiodh

Der 6. September 1933 war Geburtstag einer neuen religiösen Familie. An diesem Tag nahm der Erzbischof von Paris, Kardinal Verdier, im Sacré Cœur das Versprechen von fünf jungen Priestern entgegen. Sie wollten sich mit dem Habit Père de Foucaulds bekleiden, einem groben weissen Wollstoff, auf der Brusthöhe ein blutendes Herz, überragt vom Kreuz. Fortan möchten sie im Geiste dieses grossen Sahara-Eremiten ein Leben der Arbeit und des Gebetes führen. An ihrer Spitze stand René Voillaume, der jetzige Superior der *Petits Frères*¹. Diese kleine Equipe gründete das Kloster von El Abiodh.

Die Muselmanen der Umgegend bäugten unruhig diesen Bau im Herzen ihrer «Heiligen Stadt». Man verlor sich in Mutmassungen über ihre wahren und vorgegebenen Absichten. Aus nächster Nähe wurden

¹ Vor kurzem erschien im Verlag Herder, Freiburg i. B., ein Werk von P. Voillaume: „Au Cœur des masses“.

sie überwacht. Im Laufe einiger Jahre vergrösserte sich die kleine Gemeinschaft. Laienbrüder gesellten sich zu den Priestern. Sie kamen von überall, aus verschiedenen Rassen und Nationalitäten. Kurz vor dem Kriege erschienen die *Petites Sœurs de Jésus*, die in Gruppen von vier bis sechs Schwestern dasselbe Leben der Kontemplation und Arbeit führen. Heute sind es schon über 200.

El Abiodh wurde dann das Noviziat, wo sich die *Petits Frères* und *Petites Sœurs* ein Jahr lang auf ihre Tätigkeit «au cœur des masses» überall auf dem Erdball vorbereiten. Bereits bestehen solche Brüder- und Schwesternschaften in Zentral- und Nordafrika, in Südamerika, im Nahen und Fernen Osten.

El Abiodh ist nur eine Ausgangsbasis, in der sich diese kühnen Herzen auf ihre eigene Berufung besinnen. Kein Apostolat im gängigen Sinne des Wortes, nichts von Proselytismus. Ihre Berufung heisst: Einfach da sein. So wie P. Voillaume es schreibt: «Die *Petits Frères* sollen auf die Menschen einwirken, aber das Eigentümliche ihres Wirkens soll gerade darin bestehen, dass sie keines der noch so legitimen oder notwendigen apostolischen Mittel, keine bestimmte Methode oder Technik des Apostolates gebrauchen. Ihr einziges Mittel... soll das Geschenk sein, das sie aus sich selber ihren Brüdern machen. Ihr Dienst soll also ein fortwährendes Anwesendsein, ein stetes Schenken der Freundschaft sein, und sonst nichts. Darum lehnen sie es ab, sich mit einer Wohltätigkeitsorganisation oder einem festen Unterricht zu belasten, wie es die ordentliche Seelsorge unbedingt tun muss. Den *Petits Frères* soll es genügen, zu beten, sich zu opfern für das Heil der Menschen, ein Beispiel evangelischer Tugenden zu geben und den christlichen Glauben durch ihr eigenes Leben zu beweisen.»

Den Beweis haben sie glänzend erbracht. Wenn einer der *Petits Frères* mit dem Lastwagen eines einheimischen Besitzers nach Oran fährt, wissen es alle Eingeborenen, dass dieser *Petit Frère* ein Chauffeur, also gewöhnlicher Lohnarbeiter ist, und dass er sich nicht scheut, im Dienst eines Muselmanen zu stehen. Er zeigt damit, dass Christentum und Kolonialismus zwei verschiedene Haltungen sind.

*

Ein angesehener Muselman des Hochplateaus lud mich zum Tee ein. Es entspann sich eine interessante Unterhaltung, die jedoch öfters von langen schweigsamen Minuten unterbrochen wurde, während denen die muselmanische Gebetsschnur langsam durch die Hände meines Gastfreundes glitt. Er war in europäischen Fragen sehr auf dem laufenden und erbat sich nähere Auskunft über die Tätigkeit von La Pira und über das Mitbestimmungsrecht in Deutschland. Plötzlich sagte er: «In weniger als zehn Jahren haben die *Petits Frères* die ganze Gegend revolutioniert. Wir fangen jetzt erst an, sie wahrzunehmen, aber in einigen Jahren... Unsere Jungen, Mädchen wie Buben, haben trotz unseres Elends eine wahre Lebensfreude. Von unseren Mädchen beispielsweise wollen sich viele nicht mehr durch ihre Familien verheiraten lassen. Die *Petites Sœurs* haben sie durch ihre einfache Anwesenheit gelehrt, dass die Frau auch eine Würde besitzt. Jetzt wollen sie, dass man ihre Existenz anerkennt. Buben, die mit den *Petits Frères* gebastelt haben, werden Handwerker. Was aber das Schönste ist: Die Jugend hat einen Sinn für echte Menschenwürde erspürt.»

Wyss-Verdier

Film-Festival von Venedig

Film-Kunst

Man hat schon emphatisch vom Film als dem Wunderkind der zehnten Muse gesprochen. Zweifellos hat das Filmschaffen mit Kunst viel Gemeinsames. Das haben jene Männer erkannt, die 1932 das erste Film-Festival von Venedig organisierten. Seit 1895 lockte das sogenannte Biennale di Venezia, eine internationale Kunstausstellung, die alle zwei Jahre stattfindet, Künstler und Kunstfreunde aus aller Welt in die Lagunenstadt.

Dass Filmschöpfer ihre Werke im Rahmen dieses Biennale vorführen durften, zeugt für die hohen Ansprüche der flimmernden Kunst. Es ist dem Gründer und damaligen Präsidenten des Biennale, Graf Giuseppe Volpi di Misurata, zu danken, dass er dieser internationalen Film-Ausstellung in den Räumen des Biennale Heimatrecht geschenkt hat. Das war eine kulturelle Revolution. Alle grossen Zeitungen Europas sandten ihre Korrespondenten nach Venedig. Neben die Gemälde und Skulpturen trat die Artistik des fliehenden Augenblicks! Verehrer des Apollo beschimpften den Film als Barbar und

hochnäsigen Eindringling. Leute, die auch noch mit der Zeit gingen, waren begeistert. Eine bedeutende Pariser Zeitung schrieb: «Der Film ist zur Kunst der Neuzeit geweiht worden.»

Was war der eigentliche Zweck dieser Mostra Internazionale d'Arte Cinematografica? Sie sollte einmal im Jahre allen Filmkünstlern und an Filmkunst Interessierten (Regisseure, Kritiker, Drehbuchautoren usw.) die neuen Streifen aller Länder vorführen. Die besten werden jeweils mit besonderen Preisen ausgezeichnet. Dabei ist sich die Jury des Wortes von Bernhard Shaw durchaus bewusst: «Die Kluft des Geschmacks ist unüberbrückbar und ewig.» Die Reaktionen des Publikums sind, wie jedermann weiss, oft unberechenbar. Es bedeutet deshalb für die massgebenden Kritiker keine Überraschung mehr, wenn ein von ihnen als künstlerisch und inhaltlich mittelmässig taxierter Film ein ungeheurer Welterfolg wird. Wichtig für die Veranstalter des Filmfestivals ist, dass vom gesamten Schaffen eines Jahres sowohl quantitativ als auch qualitativ ein getreues filmisches Panorama sichtbar wird, dem die international verantwortlichen Kreise wertend gegenüberstehen können. Dass damit nicht bloss der Pegelstand in der Film-

kunst, sondern einigermassen auch im ganzen kulturellen Leben abgelesen werden kann, ist klar.

Krise

Allein, die guten Hoffnungen, die man anfänglich in dieses Filmfestival gesetzt hatte, verblassten zusehends. Von der dritten Mostra 1936 an bis zum Ausbruch des Krieges machte sich immer mehr der Einfluss des Faschismus bemerkbar. Eine Zeitung stellte treffend fest: «Der Film wird verpolitisiert.» Das war ein Würgriff. Italien und Deutschland überwucherten mit ihren Filmerzeugnissen das Festival und beeinflussten unliebsam die Urteile der Jury. Frankreich war verstimmt und zwar so sehr, dass es nach dem Kriege im ersten Filmfestival von Cannes zur grossen Konkurrentin Venedigs wurde. Diesem Beispiele folgten Berlin, Edinburgh, San Sebastian und andere. Sogar die Schweiz hat den Mut gehabt, in Locarno ein kleines Festival zu organisieren.

Diese Zersplitterung aber hat eigentlich niemandem gegient. Denn die Produktion von künstlerisch hochwertigen Filmen ist naturgemäss beschränkt. Während früher auf der Mostra die Teilnehmer durch eine schöne Anzahl guter Werke gefesselt wurden, müssen diese nun auf verschiedene Orte verteilt werden, und der Ausfall wird natürlich durch mittelmässige bis minderwertige Streifen ersetzt.

1955

Wenn schon in den letzten Jahren viele Teilnehmer der Venezianischen Film-Festspiele mit enttäuschten Erwartungen wieder nach Hause gehen mussten, so ist dieses Jahr die Ansicht allgemein, dass man es mit einer ausgesprochen *ärmlichen und schwachen Programmation* zu tun hatte. Der Gründe mögen viele sein, ganz abgesehen von den oben erwähnten ins Kraut geschossenen «Parvenu-Festivals». Venedig hat sich zwar dieses Jahr mächtig angestrengt, wieder wie zu Beginn der Festspiele in den dreissiger Jahren der Mostra echten internationalen Glanz zu verleihen. Deshalb hat es buchstäblich alle Länder, die irgendwie einen Film geschaffen haben, zur Teilnahme eingeladen. Lassen wir diese Lido-Gäste Revue passieren: Japan, Indien, Russland, Polen, Bulgarien, Tschechoslowakei, Jugoslawien, Österreich, Deutschland, Dänemark, Holland, Italien, Frankreich, England, Spanien, USA, Mexiko, Argentinien und Brasilien. Dass manche aus ihnen geradezu unfähig sind, überhaupt einen dem Festival würdigen Film zu schaffen, versteht sich. Trotzdem mag es interessant sein, dass das Werk einer unscheinbaren Nation, die bisher kaum ins Rampenlicht trat, den Goldenen Löwen, das heisst den Grossen Preis für den künstlerisch besten Film empfangen konnte: Dänemark, mit dem neuen Werk von Carl Theodor Dreyer. Es heisst «*Ordet*» und nennt sich nach dem gleichnamigen Bühnenstück des von den Nazis umgebrachten Dichters *Kaj Munk*. Über die Problematik dieses Films, der ganz aus kalvinistisch-protestantischer Religiosität herausgewachsen ist, wäre manches

zu sagen. Wir möchten es uns aber an dieser Stelle versagen, näher darauf einzugehen. Jedenfalls macht sich Dreyer, dieser alte Pionier, mit diesem Werk reifer Filmkunst alle Ehre.

Im Gegensatz zu den früheren Festspielen haben Länder wie Frankreich, England und selbst die USA mehr oder minder enttäuscht. Die *Engländer* haben früher durch ihre humorvollen Lustspiele, wie zum Beispiel mit dem Streifen «*Father Brown*», die Herzen aller erobert und sich dadurch einen ersten Rang gesichert. Was nagt jetzt wohl an ihrer heiteren Lebenskunst? Niemand wird es leugnen können: England ist dieses Jahr stark abgefallen. *Frankreich* ereilte das Missgeschick, dass ein Film, dem man die grössten Chancen gab, «*Les grandes manœuvres*» von René Clair, nicht zeitig genug fertig gedreht werden konnte.

Zensur-Festival

Ein ähnliches Schicksal war *Amerika* beschieden. Zwar wartete sein Spitzenwerk, das heikle Fragen der Jugendkriminalität in den USA behandelt, auf die Aufführung an der Mostra. Allein die energische und im allgemeinen nicht gerade sehr freundlich aufgenommene Intervention durch die USA-Botschafterin in Italien, Claire Both Luce, veranlasste die Festspiel-Direktion, diesen mit Spannung erwarteten Film nicht vorführen zu lassen. Auch sonst sind mehrere Werke aus politischen Erwägungen heraus nicht gezeigt worden. So «*Jan Hus*», ein antiklerikales Machwerk. Ferner «*Il canto del gallo*», ein spanischer Streifen mit antikommunistischen Fanfaren. Schliesslich «*The prisoner*», der Gefangene, der allzu deutlich mit dem Schicksal Kardinal Mindszenty's verkettert ist. Infolge dieser erzwungenen Rückzieher haben die Festspiele in internen Kreisen den wenig schmeichelhaften Namen «*Zensur-Festival*» erhalten.

Cinemascope

Sehr aufschlussreich ist noch die Tatsache, dass alle technischen gross aufgemachten Neuerungen im Grunde genommen sehr wenig mit Filmkunst zu tun haben. Es ist beispielsweise völlig gleichgültig, ob ein Film für Normalformat oder Breitleinwand (Cinemascope) oder für Vistavision geschaffen und gezeigt wird. Das Entscheidende bleiben die behandelten Probleme und deren Gestaltung. Ein Thema, das die Herzen zutiefst ergreift, wird auch in Schwarz-Weiss vom Publikum mit Begeisterung aufgenommen. Damit soll nicht gesagt sein, dass gewisse Dinge, die auf das Spektakuläre hintendieren, wie Tanz, Kostüme, Märchen, majestätische Landschaften, grosse Theater besser auf Farben verzichten. Was von allen neuerungssüchtigen technischen Raffinements zu beachten und mit Energie zu erstreben ist, sind die drei wesentlichen Teile einer Filmschöpfung: Das Drehbuch für den Inhalt, die Regie für die Gestaltung und die Darstellung für schauspielerische Leistung. Auch hier gilt nämlich die unverrückbare Norm: alle Technik hat höheren Werten zu dienen!

Re-Re.

Bücher

Religionsgeschichte:

Quispel Gilles: Gnosis als Weltreligion. Origo-Verlag, Zürich, 1951, 94 Seiten.

Die Aktualität dieser Schrift liegt nicht nur darin, dass sie den religionsgeschichtlichen Rahmen spannt, in den die im Jahre 1946 in Oberägypten entdeckten Papyri gnostischen Inhalts hineingehören. Der Verfasser versteht es nämlich, das Problem der Gnosis so aufzurollen, dass es auch zur Frage an den Nicht-Fachmann wird. Schreibt er doch: «Denn immer wieder ist im Laufe der Jahrhunderte die Gnosis als Protest der unterdrückten Seele gegen die jeweilige Einseitigkeit des Christentums geboren» (S. 49). Tatsächlich üben heute die Religionen des Ostens im Abendland eine ge-

wisse Anziehungskraft aus, so dass man sich fragen wird, worauf das zurückzuführen ist. Wurden in der Verkündigung des Christentums vielleicht die moralischen und rituellen Aspekte überbetont auf Kosten der Innerlichkeit?

Das, was die Gnosis charakterisiert, ist der Zug nach Innen. So gesehen, ist sie eine allgemeine Bewegung der Spätantike, die im christlichen und heidnischen Raum zu unterscheidbaren Verwirklichungen gekommen ist. Bei Ergründung dieser Bewegung der Spätantike legt der Verfasser ein Phänomen bloss, das jeden Leser an unsere eigene Zeit erinnern wird: «Die Polis, das Imperium waren keine organischen Verbände mehr: der

Staat war eine dirigierte Bürokratie, die den Einzelnen nicht beanspruchte, die Grosstädte machten den Menschen unsagbar einsam. Da blieb nur die Flucht in die Erotik und die Flucht in sich selbst; das heisst, diese Kultur war sterbend und dem Untergang gewidmet, weil sie nicht mehr exzentrisch war» (S. 20).

Wird die Geistigkeit der Spätantike als Wiederkehr zum Selbst charakterisiert, so wird deutlich, wie sehr es die damaligen Theologen verstanden haben, ihre Zeit anzusprechen; etwa ein Tertullian, wenn er von der «anima naturaliter christiana» spricht, oder ein Augustinus mit seinem berühmten Wort: «Ich verlange Gott und die Seele zu kennen. Sonst nichts? Gar nichts sonst.»

Wenn Quispel dieses gemeinsame Moment hervorhebt, so verfällt er doch nicht einer schematisierenden Vereinfachung. Er grenzt die drei grossen Strömungen, Christentum, Neuplatonismus und Gnosis scharf gegeneinander ab, was eine sachliche Widerlegung des Pangnostizismus von Hans Jonas ist. Hierbei bleibt der Autor sehr lebensnah. So etwa, wenn er Plotins Argumentation gegen die Gnostiker mit der Kritik Jaspers an den Anthroposophen vergleicht. Bei beiden zeige sich die Hilflosigkeit des rationalen Philosophen gegenüber einer Religion. Was die Abgrenzung des Christentums gegen die Gnosis anbetrifft, so hat der Autor mit aller nur wünschbaren Klarheit den Unterschied zwischen Synkretismus und Synthese herausgearbeitet. Wie scharf er jenen archimedischen Punkt gesehen hat, von dem aus das Christentum das Gute in anderen Geistesrichtungen zu integrieren vermag, zeigt sein Zitat aus Arnobius, der den heidnischen Gnostikern zuruft: «Ihr verlegt das Heil eurer Seelen in euer Selbst und glaubt durch euer innerlich strebendes Bemühen Götter zu werden; wir aber versprechen uns von unserer Schwachheit nichts» (S. 26). So vermag Quispel auch aufzuzeigen, dass Origenes zu Unrecht des Gnostizismus verdächtigt wurde: «Origenes Theologie ist, phänomenologisch betrachtet, die Proklamation der Freiheit gegen gnostische Prädestinationsphysik» (S. 25).

Wohl müssten wir auch die Ausführungen über den Gnostiker Valentin und Simon den Magier, der uns aus der Apostelgeschichte vertraut ist, erwähnen. Doch dürfte aus unseren Hinweisen zur Genüge hervorgehen, dass wir es in Quispel mit einem Autor zu tun haben, der auf dem Gebiete der Gnosis so zuhause ist, dass er verständlich, lebendig und mit richtigen Akzentsetzungen darüber zu schreiben versteht. M. Brändle

Soziologie:

Wörterbuch der Soziologie. Herausgegeben von Dr. W. Bernsdorf und Prof. Dr. Fr. Bülow. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart. 1955. 640:Seiten.

Der handliche Band bietet einen ganz ausgezeichneten Überblick über den heutigen Stand der soziologischen Forschung auf den verschiedensten Teilgebieten und ist voll von Gedanken und Anregungen. Wenn auch die Soziologie noch nicht zu voller und anerkannter wissenschaftlicher Systematik gelangt ist, so zeigt der Band doch sehr eindrücklich, bis zu welchem Grad von Feinheit in der Erfassung der Eigenart bestimmter gesellschaftlicher Gebilde, Beziehungen, Prozesse, Kräfte die Wissenschaft nun vorgedungen ist.

Das Buch ist aber kein Wörterbuch im üblichen Sinne. Dazu sind die einzelnen Artikel zu ungleich und die Systematik zu lückenhaft. Aber gerade der Umstand, dass hier über 50 Gelehrte ihre Beiträge beigesteuert haben, ohne sie künstlich gleichzuschalten, gibt einen trefflichen Überblick

über die Fragestellungen, Methoden und Auffassungen der heutigen Soziologie. Soziologie wird hier meist im Sinne einer rein beschreibenden und systematisierenden positiven Wissenschaft aufgefasst, unter Vermeidung philosophischer Wesenserschaffung oder gar metaphysischer Sollens-Folgerungen. Wertvoll sind die historischen Überblicke über die Entwicklung sowohl der Gebilde wie auch der Forschung. Die Bibliographie wünschte man sich manchmal etwas ausführlicher.

Vom Reichtum des Buches mögen ein paar Stichworte überzeugen: Adel, Agrarsoziologie, Altersgliederung, Amerikanische Soziologie, Anpassung, Anthropologie, Antisemitismus, Antisozial, Arbeit (!), Armut, Arzt usw. Besonders hinweisen möchten wir auf die Beiträge von Prof. René König über Ehe und Familiensoziologie, von v. Nell-Breuning über Berufsständische Ordnung, von L. H. Ad. Geck über Betrieb und Betriebssoziologie, ferner die Artikel über Demokratie (O. Stammer), Denkstile, Liebe (F. Bülow), Kapitalismus, Macht, Pädagogische Soziologie (W. Bernsdorf), politische Soziologie, Sexualsoziologie, soziale Wissenschaft usw.

Da Prof. Thurnwald in den Anfängen ein zifriger Mitarbeiter war, werden die urtümlichen Zustände der Natur- und Primitiv-Völker ziemlich ausgiebig berücksichtigt. Das Mittelalter und gewisse Perioden der Neuzeit, besonders aber auch die aussereuropäischen Kulturvölker kommen dagegen zu kurz. Für eine sicher zu erwartende weitere Auflage wären ein Stichwortverzeichnis und eine Zusammenstellung der Autoren mit den beigesteuerten Artikeln dringend zu wünschen.

Das vorliegende Wörterbuch der Soziologie kann das grosse Handwörterbuch der Sozialwissenschaften oder das Staatslexikon nicht ersetzen. Es ist aber nicht bloss für Wissenschaftler, sondern auch für Politiker, Journalisten, Ethiker, Geschichtler und jeden Gebildeten über ein blosses Nachschlagewerk hinaus eine sehr nützliche und stets fesselnde, lehrreiche Lektüre. J. David

NEUERSCHEINUNG der Tyrolia-Kompandienreihe

Ernst Hammerschmidt

Grundriss der Konfessionskunde

212 Seiten, 8°, Leinen sFr. 9.80

Die Konfessionskunde — jüngst als eigenes Fach an den Priesterseminarien und theologischen Fakultäten aufgenommen — geht von dem ältesten in sich einigen Glaubensbekenntnis aus und weist nach, wie schon sehr bald und im Laufe der Geschichte immer wieder Kräfte am Werk waren, die — verschiedensten Einflüssen unterliegend — den Schritt zur Spaltung und Trennung von der katholischen Kirche vollzogen.

Mit dieser Handreichung zur Unterscheidung der Geister erhalten wir Einblick in das Wesen und Werden der einzelnen «Konfessionen» bzw. Sekten bis herauf in die jüngste Zeit.

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

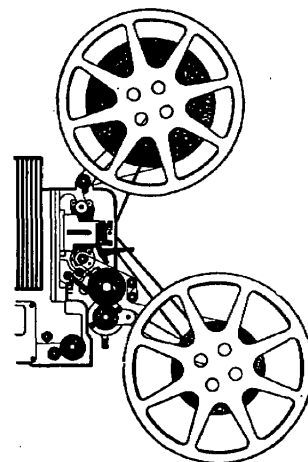
Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bfr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218.505. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 78739. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. f.Fr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/1444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13; Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

Höchste Leistung!

Gut stehendes Bild
kein Flimmern
Regulierbare Tonoptik
für Schwarzweiss und
Farbenfilm

Niedriger Preis!

Durch Direktverkauf
ab Generalvertretung:
R. Bader, Alpenstrasse 49
Dübendorf
Telephon 051/96 69 95



DUCATI KINOPROJEKTOR

für 16 mm Ton- und Stummfilm